

als Werkzeug Gottes. Auch uns bringt die Zeit viel. Ganze Kreise des Adels sind bereits in viel schwererer wirtschaftlicher Not als das Volk ahnt und glaubt. Wird noch viel schlimmer kommen. Dies alles erhobenen ohne Klagen, ja freudigen Mutes zu tragen, erfordert großes Willens- und Charaktervermögen. Ningen wir uns aber zu diesem durch, und dieses alles als Probe an Charakter- und Willensstärkung annehmen. Wir werden einen Gewinn bringen als alle Glanzperioden. Eine der größten Aufgaben des Adels, namentlich auf dem Lande, war es bislang, ein Hort aller Bedrängten und Notleidenden zu sein. Unsere eigene wirtschaftliche Notlage wird materielle Unterstützung anderer leider immer mehr erschweren, wenn wir nicht ausschließen. Desto mehr wollen wir mitarbeiten in wirtschaftlichen und sozialen Organisationen und geistigen Werken. Die Barmherzigkeit uns widmen. So heißt es von einem armen Mann, der selbst in ärmlichen Verhältnissen lebenden armen Mann, seit langen Jahren sei kaum ein Armer in seiner Gegend gestorben, an dessen Sterbebett er nicht wie ein Engel geweiht habe. Solche Werke, im Geiste wahrer Liebe getan, finden selbst in heutiger Zeit volles Verständnis und verdienen Klagen oft besser als Geldspenden.

Eine große, wenn nicht die größte Gefahr liegt allerdings für uns in der wirtschaftlichen Not, verbunden mit verführerisch klingendem mühelosen Gewinn, bei dem die Grenze zwischen Ehrhaft und unsauber sich nur zu leicht verwischt. Das verlangt vielen von uns Versuchungen, die früher unseren Kreisen völlig fremd waren. Hier heißt es: „Principiis obsta!“ Wir haben unsere Zeit besiegt, wenn wir unentwegt den Grundsatz hochhalten: Lieber den Kindern nichts hinterlassen, als den unbefleckten blanken Ehrenschild, als Millionenvermögen, an denen nur ein Pfennig Schiebergewinn klebt! Die höchste Pflicht gegen unsere Jugend ist es für uns, ihr in dieser Beziehung Auge und Gewissen zu schärfen und klar zu halten. Ueberhaupt in nichts der Zeit gegenüber Gesinnungsfragen! Auch nicht, was unsere monarchische Gesinnung betrifft. Wir waren doch am 9. November 1918 alle Monarchisten. Wie könnte uns das Verbrechen einer entschlossenen Minderheit, die an dem Tage eine unentschlossene Mehrheit überstapelte, veranlassen, unsere Ueberzeugung über Bord zu werfen? Im umgekehrten Fall aber hätte uns die ganze Kammerwirtschaft seitdem längst zu ebenso überzeugten Monarchisten gemacht, wie wir es schon vorher waren. Republikaner und Sozialisten denken nicht daran, ihre politische Gesinnung grund dazu wie jene! Freilich glauben wir, den unseren Monarchen gegebenen Fahneid zurzeit nicht besser betätigen zu können, als indem wir auch in der uns widerstrebenden Republik nach Möglichkeit positive Mitarbeit am Staatswohl leisten. Den höchsten Patriotismus laßt uns beweisen, indem wir gerade jetzt dem Vaterland treu dienen, wo es uns nichts zu bieten hat, uns aber desto mehr nimmt! Unsere Treue gegenüber gegen unsere Monarchen und die Monarchie überhaupt wollen wir nicht nur freimütig bekennen, sondern sie in jeder weiteren Kreise zu verbreiten suchen, damit sie desto eher Gemeingut einer überwältigenden Volksmehrheit werde, aus dem die Folgerung zieht.

„Tu, was recht ist, mag kommen, was will, ist auch ein alter Ritterspruch. Was kommt, weiß nur Gott. Wird die Zeit auch den Adel wegfegen und ihm materiellen Unterhalt bringen?“

Ein Bild aus der alten stolzen Zeit unserer Marine zeigt ein zusammengeschossenes Schiff; der letzte noch lebende Matrose erklimmt die paar Meter Mast, die noch über Wasser ragen, und schwenkt versinkend noch mit verächtlich-stolzer Geberde gegen das englische Schiff im Hintergrund die Fahne schwarz-weiß-rot. Sein geöffneter Mund scheint die Worte auszusprechen, die unter dem Bilde stehen: „Deutschland, Hurra!“

„Muß es sein, laßt uns untergehen wie den da, daß selbst

die Feinde sagen: In ihrem Glanze lag nicht solch stolze Größe, wie in ihrem Untergange! Wir wollen die alte Ritterfahne rein halten, damit wir sie noch im Tode stolz gegen den Feind erheben können.

Ich glaube aber nicht, daß Gottes weiser Ratsschluß uns schon bestimmt hat, unterzugehen, sondern daß nach dieser Prüfungszeit wieder Aufstieg und Blüte folgen werden. Allerdings nur, wenn wir die Prüfung bestehen. Werden wir sie bestehen? Das liegt an uns und an unserem unerschütterlich festen Siegeswillen. Sicher ist uns der Lohn, entweder hienieden oder, weit herrlicherer, im Jenseits, wenn wir uns fest scharen zu treuer Gefolgschaft um die alte Ritterfahne, die die zeitgemäße Inschrift führt: Mit Christus gegen Beelzebub! Gegen Mammonismus, Materialismus und Schiebertum, für Vaterland, Ehre, Treue, Recht, Glaube und alle Ideale!

Erinnerungen.

VI

Von Hermann Vahr (Salzburg).

„J'ignore ce que je fis jusqu' à cinq ou six ans“ sagt Rousseau. So geht's auch mir, selber weiß ich von meiner ersten Kindheit gar nichts mehr und wenn ich jetzt Freudschüler von allerhand so merkwürdigen, ja fürchterlichen inneren Erlebnissen, die sich in frühesten Jugend begeben sollen, erzählen höre, kann ich mich eines tiefen Mißtrauens nicht erwehren. Mir sind daraus eigentlich bloß Erinnerungen an körperliche Gefühle geblieben: ein winterliches, der großen Geborgenheit, ofenwarm, mit einem Geruch von Bratäpfeln, wenn wir durch die nach der luftschönen Sitte jener Zeit ängstlich verklebten Fenster dem Schneien zusahen; ein österliches dann beim ersten Ausgange im Jahr, durch den erwachenden Frühling an des Vaters Hand, der, in freien Stunden ein eifriger Botaniker, alle die jungen Blumen beim Namen kannte; und endlich ein sehr geheimnisvolles, das unter allen Erlebnissen, freudvollen oder leidvollen, still immer stärker in mir wuchs, das Gefühl, anders zu sein und eigentlich da gar nicht herzugehören, was ich aber keineswegs beklemmend, sondern mit Stolz empfand: ich sah mir das Leben neugierig an, als ob es ein fremdes Land wäre. Irgend ein unbedachter Scherz muß in mir den Verdacht erregt haben, ob ich nicht ein weggelegtes Kind sei: sonst stehlen Zigeuner gern Kinder, diesmal hätten sie zur Abwechslung einmal eins gebracht und mich vor dem Hause meiner Eltern ausgesetzt; ich ging schon ins Gymnasium, als ich noch zuweilen mit dieser Hoffnung spielte, ein Zigeunerkind zu sein. So bestremmend empfand ich von klein auf alles um mich herum: es war sehr schön, aber ich selber paßte nicht recht hinein; ich tat ja schließlich guter Laune mit, aber von Herzen war ich nicht dabei. Wenn ich der Menschheit zusehe, kann ich mich zuweilen heute noch einer ähnlichen Empfindung nicht entschlagen; manches an mir würde mir selbst erst erklärlich, wenn mich Zigeuner gebracht hätten, vielleicht Zigeuner vom Mars.

Mit diesem Gefühl tiefer Fremdheit hing offenbar auch zusammen, was man meinen entsetzlichen Widerspruchsgeist schalt. Auf alles gab das Kind zunächst zur Antwort: „Ich mag aber nicht!“ Dieser elementare Trieb zur Verneinung von allem war von einer vernichtenden, auch mich selbst nicht verschonenden Gewalt über mich. Er hielt nämlich auch vor mir selbst nicht zurück: auch meinen eigenen Neigungen, Wünschen, Entschlüssen, nicht bloß allem, was ich sollte, sondern auch dem Gebot meines eigenen Willens zu widerstreben, war eine dunkle Röttung in mir, ich sagte auch zu mir selbst: „Ich mag aber nicht!“ Ich hatte, selbst als ich längst erwachsen war, niemals den Ausweg, mich in mich selbst zu flüchten und an mir selbst zu beruhigen: denn auch diesem innersten Selbst noch stand ich ebenso unwillig entgegen. Daß ich mich

höchst fragwürdig fand, wenig von mir hielt und mir eigentlich im Grunde höchst zuwider war, gehört zu meinen frühesten Erinnerungen. Das ist übrigens sehr deutsch. Nichts soll, bloß weil es gegeben ist, anerkannt werden, nichts gelten dürfen, so lang es nicht die Zustimmung des einzelnen Deutschen eingeholt hat, der immer von sich aus erst die Welt von vorne beginnen lassen will und auch an sich selbst nicht schämt, was er mitbekommen hat, was er ist, sondern nur was er selber aus sich macht, was er durch sich selber wird. Nichts Gegebenes, nichts Gewordenes, kein Sein nimmt der Deutsche gehorsam hin, sondern nur das Werden bezaubert ihn, das Werden um des Werdens, um der Schönheit willen, die er am Werden auch dann noch verehrt, wenn selbst daraus schließlich nichts wird: Niefsche ist ein erschütterndes Beispiel. Ein geborener Protestant, liebt darum auch der Deutsche die Lust des Formens so, daß er schließlich darüber nie zur Form kommt, ja fast den Sinn für alle Form verliert: für die gewordene Form als ruhig durch ihr bloßes Dasein fortwirkende Lebensmacht. Daß es das Dämonische jeder menschlichen Existenz ist, immer ins Werden eingezwängt hier auf Erden, nie das reine Sein festhalten zu dürfen, diesen seinen höchsten Begriff der Entfugung zu fassen, hat auch Goethe sein halbes Leben verbraucht und sogleich, seit der Pandora, verstanden ihn die Deutschen dann nicht mehr. Auch ich war schon fast an die Fünfszig und noch immer wich jener kindische Trost nicht, der auch dem eigenen Schicksal noch zuruft: „Ich mag aber nicht!“ Erst die sanfte Zucht unseres katholischen Glaubens hat mich Ergebung in den Willen Gottes gelehrt, seitdem erst sag' ich demütig dankbar, freudig zum Leben ein herzhaftes: „Ich mag!“

Sonst weiß ich von meiner ersten Kindheit bloß aus späteren Erzählungen der Eltern. Ich soll ein fürchterlicher Schreihals gewesen sein, Nächte hindurch brüllend. Das war, wie der Großvater, der schlesische Statthaltereirat, befriedigt konstatierte, zunächst das Hauptergebnis der Erziehung „nach dem Büchl“. In jenem rührenden liberalen Aberglauben an die Macht des Gedruckten hatte nämlich mein Vater eine propädeutische Schrift angeschafft, in der nun von Tag zu Tag immer der betreffende Paragraph nachgelesen wurde, um ja nichts an mir zu versäumen. Dem wilden Geschrei des biden Buben aber allmählich ein artikuliertes Reden abzugewinnen war schwer: denn ich stieß mit der Zunge so heftig an, daß nur ein Nöcheln und Stöhnen herauskam und ich mir eine bloß den Hausgenossen mühsam verständliche, fast nur aus Vokalen bestehende Sprache zum eigenen Gebrauch ersann, die mehr ins Malayische Klang. Zwei Sätze sind davon überliefert worden: „So i gati, bo to da hama ni ba gen“, was hieß: heut' ist schlechtes Wetter, da kann der Herrmann nicht ausgehen; und auf die Frage, welches Spielzeug ich mir wünschte: „a wagge mi wa fatte“, nämlich: einen Wagen, mit dem man fahren kann.“ Ich darf also ansprechen, der erste Vokalist gewesen zu sein, ein halbes Jahrhundert vor dieser neuesten literarischen Mode. Der Onkel Anastas prophezeite stets: Das arme Kind wird nie sprechen lernen! Als ich später ein berüchtigter Kommersredner und um meiner Wagner-Rede willen von der Wiener Universität relegiert wurde, seufzte mein Vater: Hätte doch der Onkel Anastas lieber recht behalten! Doch meiner Mutter war gelungen, das Lispeln und Stottern zu bannen, indem sie mir, mit unnachgiebiger Geduld, ein scharfes Messer an den Mund hielt, bis am Ende die blöde Zunge doch aus Furcht gehorchen lernte.

Raum war mir die Zunge gelöst, als ich mich, höchst überraschend, zum Wunderkind ernannt fand. Ich galt für ein widerspenstiges, unaussehlich schlimmes, doch erstaunlich begabtes Kind. Selbst im Tadel noch bekam ich das immer zu hören: Schämst Du Dich nicht?, ein so talentierter Bub wie Du, müßte doch, und so weiter! So hieß es stets von allen Seiten. Mein Glück war, daß ich selber kein Wort davon glaubte. Mir kam's nur komisch vor. Ich hatte gar nichts dagegen, es war mir ganz recht, ich konnte nur aber nicht begreifen, warum eigentlich

alle mich anstauten. Ich fühlte, daß mein jüngerer Bruder, dem seine ganze Jugend dadurch vergiftet worden ist, daß man ihm immer mein leuchtendes Beispiel mahnend vorhielt, ernster und tiefer war als ich. Was fanden alle denn eigentlich an mir? Ich mußte lachen, ich konnte mir's damals gar nicht erklären. Heute weiß ich, daß, wenn der vorlaute Bub den Linzern ein kleines Genie schien, da nur wieder einmal Begabung mit Gelehrigkeit verwechselt wurde. Gelehrig war ich allerdings sehr, aufhorchend, aufmerksam, rasch auffassend und fest behaltend; was immer sich um mich herum begab, interessierte mich und machte mir Spaß, jedem Eindruck gab ich mich hin und sog ihn auf, um so williger, als ich mich instinktiv irgendwie ja ganz sicher wußte, tief bei mir davon eigentlich doch unberührt zu bleiben. Das Lernen, meinem Bruder so schwer, weil er es ernst nahm, wurde mir spielend leicht, eben weil ich im Grunde kein Wort davon glaubte. In den „Wahlverwandtschaften“ schreibt der Gehilfe an Charlotten: „Da ich nur allzuwohl weiß, wie wenig die gute Ottilie das zu äußern imstande ist, was in ihr liegt und was sie vermag, so war mir vor der öffentlichen Prüfung einigermaßen bange, um so mehr, als überhaupt dabei keine Vorbereitung möglich ist und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weise sein könnte, Ottilie auf den Schein nicht vorzubereiten wäre. . . Fähigkeiten werden vorausgesetzt, sie sollen zu Fertigkeiten werden. Dies ist der Zweck aller Erziehung.“ Mein Bruder gleich ganz der armen Ottilie, er war unfähig, sich „auf den Schein“ vorzubereiten, unfähig, wie geborene Musiker fast immer, auf den Schulschwundel einzugehen, was mir dagegen glänzend gelang, weil ich, darin unheimlich frühreif, von Anfang an sogleich deutlich sah, daß alles nur „auf den Schein“ ausging, daß es ein Schwundel war. Es wurde mir etwas vorgesagt und wenn ich es nachsagen konnte, bewunderte man mich. Das war doch zu dumm von den Leuten! Aber schließlich, wenn es ihnen so viel Vergnügen machte, gut, warum nicht? Ich hatte jedoch ein warnendes Gefühl in mir, nur ja nicht am Ende noch auch mich selbst zu foppen: ich machte den Leuten auf Wunsch gern alles vor, aber mir selber gar nichts. Und von dem, was eigentlich in mir lag, ließ ich mir nichts merken. Mein Verdacht wuchs, daß es mit unserm ganzen Unterricht nur auf einen Spaß abgesehen war, auf ein Spiel, auf ein Schauspiel, durch das eigentlich uns Kindern gerade vielleicht etwas verborgen und unsere Aufmerksamkeit davon abgelenkt werden sollte. Mir fiel auf, daß die Erwachsenen oft auf einmal so merkwürdig lachten; und sie sahen einander dabei so sonderbar an. Es wurde mir immer gewisser, daß es noch irgend etwas gab, etwas Wirklicheres, als was wir lernten, etwas, das dann erst das eigentlich Wahre war. Und gerade das wollte man uns Kindern aber nicht merken lassen; und vielleicht war gerade der Unterricht nur erfunden worden, um uns die wahre Wahrheit dahinter zu verdecken. Dieses Gefühl gehört zu meinen stärksten Erinnerungen aus der Zeit des Erwachsenens. Äußerungen meiner Mutter, die nicht immer ihren grimmigen Hohn über das jämmerlich kleine Dasein, in das sie sich eingezwängt fand, ganz beherrschen konnte, mochten mir, so wenig verständlich sie dem aufschauenden Knaben waren, jenen Verdacht noch bestärken, daß alles, was man uns lehrte, nur Schein, und gerade das, was zu wissen allein sich lohnte, nicht darin enthalten war, sondern uns eben dadurch unterschlagen werden sollte. Und mit einer Art geheimer innerer Helllicht nahm ich mir vor, zwar, um Ruhe zu haben, auch ferner alles, was man mir vorsagte, behende nachzusagen, aber dabei nie zu vergessen, daß das alles noch immer nicht die Wahrheit war; und es mußte doch auch eine Wahrheit geben, eine wirkliche Wahrheit. Wenn ich mich von anderen Linzer Buben unterschied, war es nur durch dieses metaphysische Vorgefühl, ein Gefühl des Scheinhafteins der Welt, ein Gefühl der Welt als eines bloßen Spiels, das keinen Sinn hat, dem aber einen Sinn zu geben wir vielleicht in sie gekommen sind. Und darauf war ich sehr neugierig; denn hinter meinem Leben mußte noch etwas liegen: bloß in die Schule zu

und dann acht Jahre noch ins Gymnasium und dann die Universität, um schließlich aber, wie der Papa, Tag für Tag von früh bis spät in einer Kanzlei zu sitzen, zehn Stunden täglich, das wäre doch zu dumm!

Doch nicht bloß meine Gelehrigkeit, Geschmeidigkeit verhalf mir zum Wunderkind, sondern eigentlich noch mehr der scharfe Blick zunächst für Lächerlichkeiten, dann aber überhaupt für Eigenheiten, Seltsamkeiten, Gewohnheiten, ja die sämtlichen Einzelzüge, die das Anonyme, das halb Komische, halb Unheimliche, das Incommensurable, das Einmalige, das schlechtthin Einzige jeder Person ausmachen. Ich hatte das auf den ersten Blick los und hatte nun aber auch noch die Gabe meiner Mutter, es mimisch auszuspielen und jedermanns Sprechart, Tonart nicht bloß, sondern auch seine Denkart nachzuahmen. „I no Sakra!“, schrie ich, schlug auf den Tisch und schrie die Brauen hoch, genau wie der Finanzrat Krause, ein vornehmlicher, im Grunde höchst gutmütiger, aber hochfahrender Mann, beim geringsten Zweifel an seiner Staatsautorität aufbrausend und wenn der bureaukratische Koller über ihn kam, so lohengrob, daß er in der ganzen Stadt gefürchtet war. Aber ich schickte darauf, den Kopf ein wenig zur Seite neigend, die Hände reibend, freundlich flötend, war ich wieder der liebe, fromme Statthaltereirat von Villau, dem ich sofort grunzend, aufgeblasen, mit dem Stocke drohend, unseren gröhrenden Hausarzt folgen ließ, den Doktor Föbinger mit dem großen Kropf; er erklärte darum auch jeden, der keinen Kropf hatte, für lungenkrank und nur durch Ueberfütterung in schweißtreibend geheizten, vor jeder frischen Luft verstopften Zimmern noch allenfalls heilbar. Niemand kam zu uns, den ich nicht, er war kaum wieder fort, den lachenden Diensthofen vorgespielt hätte. Der Bub war ein komplettes Fausttheater. Dabei fand ich aber etwas Seltsames: wenn ich wen äffte, war's, als wenn, während ich mir seinen Schritt, seine Haltung, seinen Ton aneignete, nun auch sein Sinn über mich käme; es schien mir, daß ich, indem ich ging und sprach wie er, unwillkürlich selbst auf einmal auch innerlich etwas von ihm anzunehmen begann, ich dachte nicht mehr wie ich, ich dachte ganz anders, ich dachte mir ein zu denken wie er. Es vergingen an die dreißig Jahre, bevor ich in der Erzählung Edgar Allan Poes von dem Detektiv las, der, um die Gedanken eines Verbrechers kennen zu lernen, hinter ihm her gehend seine Gebärden nachahmt und ihn so lange mimt, bis er dadurch am Ende wirklich die Pläne des Halunken errät. Dem Buben lagen damals andere Sorgen näher: seine Lehrer. Er glaubte bemerkt zu haben, daß jeder Lehrer sich seinen persönlichen Begriff vom idealen Schüler macht; wem es gelingt, diesem Begriff sich möglichst zu nähern, der hat gewonnen. Ich spielte mir darum selber die Lehrer mit ihren Schrullen der Reihe nach so lange vor, bis ich ziemlich sicher zu sein meinte, welcherlei Schülerart vor allem von ihnen aufzuführen war. Und so war ich beim wohlwollenden frischfröhlichen Professor Rupp lustig, zutraulich und dem gezierten, immer sein köstlich blondes Värtchen hegen, in seine schimmernden Fingernägel verliebten Professor Kotel, dem Schöngest, gab ich ein gleißendes Musterknäbchen und wenn der Florianer Stifths Herr Döllberger kam, der edle Mann, weit aus der beste von meinen Linzer Lehrern, saß ich mich still und dachte, wie schön das eigentlich sein müßte, reinen Gehens zu sein, und wünschte mir's. Zuweilen aber häßt ich auch gern einmal gewußt, welcher von diesen Buben, die mit solchem Erfolg von mir gespielt wurden, ich denn eigentlich lieber war. So kündigte sich mir in der ersten Klasse des Gymnasiums schon an, was später jahrelang mein typisches Erlebnis werden sollte. Zu meinem Erfolg bei den Professoren half mir übrigens wohl auch mit, daß mein Vater Gemeinderat und Stadtagsabgeordneter war und im Landeschulrat saß. Ich sah, daß manche der Lehrer darum bereit waren, mir durch einen Finger zu sehen. Das empörte mich so, daß ich von einem Gemeinderat zu sein und mir von den Kerlen nichts schenken zu

lassen. „Denn die Kinder sind alle moralische Rigoristen“: das Goethe-Wort vergessen Lehrer gern; es enthält das Grundgeheimnis aller wirklichen Erziehung.

Das Gymnasium wurde mir leicht, ich brachte schon allerschon mit, das mir glänzen half. Gleich bei der „Aufnahmepriifung“, wo wir an Beispielen zeigen sollten, welchen Fall das Vorwort „vor“ nach sich ziehen kann, schrieb ich glorios hin: „Vor den Ruhm haben die Götter den Schweiß gesetzt“ und

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne zittre nicht!“

Derlei, wie mir's aus den Neben der Erwachsenen zuflog, behielt ich gierig, es war mein Stolz, belesen zu sein, und ich warf mit Zitaten herum; ich denke, daß mir ein so naseweiser Bub heute recht zuwider wäre. In die Kunst des Lesens hatte mich in Unterach am Attersee, wo wir 1869 den ganzen Sommer verbrachten, der brave Schullehrer Rauch eingeweiht. Ich konnte kaum buchstabieren, da gab mir zur Übung der Onkel Anastas Goethes „Faust“. Der war das erste Buch, das ich las. Zunächst hatte dies nur die Folge, daß ich mir mit der Kindern eigenen feinen Witterung für Ungeziemendes aus dem Lied, das Gretchen im Kerker singt, ein mir bisher unbekanntes Wort hervorholte, um bei der ersten unpassenden Gelegenheit öffentlich zu fragen, was es heiße. Das nächste, was ich las, war der Robinson, leider in einer der scheußlich, bis zur Sinnlosigkeit zusammengestrichenen, um den vollen Ernst der Erzählung verkürzten Ausgaben, die heute noch in Deutschland umlaufen. Rosa von Tannenberg und bald der ganze Christoph v. Schmid folgten, Struwpeter fehlte nicht, doch die höchste Herrlichkeit brach erst an, als ein Hauslehrer zu uns zog, der Herr von Wolbach, der durch sein frisches, heiteres, zutrauliches Wesen sogleich mein Herz gewann und auch noch, welche Wonne! eine kleine Bibliothek besaß, mit sämtlichen Werken Arhebes, die der Reihe nach mit Bier verschlungen wurden. Ich glaubte nun erst, wenn ich mir auch vieles darin noch kaum auszudeuten wußte, recht zu verstehen, wie's eigentlich in der Welt zugeht; und mein neuer junger Freund, der übrigens selbst noch in die Lehrerbildungsanstalt ging, und sein aufhorchender Adept, wir zwei schwelgten jetzt oft stundenlang in einer möglichst zynischen Weltverachtung. Ich beschloß, zum Theater zu gehen. Er riet mir ab, ich sei noch zu klein; er drohte sogar, mich dem Vater zu verraten. Als wir wieder einmal spazieren gingen, in der Gegend von Niedernhart, wo das Narrenhaus steht, lief ich ihm unversehens davon, um einfach durchzubrennen. Er setzte mir erschrocken nach und hatte, verzweifeln, mich noch einzuholen, den guten Einfall, sich niederzuwerfen und ohnmächtig zu stellen. Da tat er mir doch leid, ich konnte ja den lieben Menschen nicht auf der Landstraße liegen lassen, ich kam zurück, da sprang er auf, packte mich und zog mich heim. Das war nicht schön von ihm; ich wäre sonst vielleicht ein großer Schauspieler geworden. Er verliebte sich dann in die Köchin und wurde mir deshalb auf Knall und Fall entrisen.

Ich war übrigens schon vorher einmal durchgebrannt; und auch damals, um zum Theater zu gehen. Das war in Kreuzen bei Grein an der Donau, einer Wasserheilanstalt, einem Weltkurort in den Augen der Linzer, denn es hieß, sogar Herrschaften aus Wien hätten schon dieses „florierende“ Bad besucht. Die Wasser und Wiesen des stillen Ortes sollten das durch ein Wechselheber geschwächte blasse Kind wieder stärken und bräunen. Ich erholte mich so rasch, daß die Mutter, allein mit mir, da den Vater sein Geschäft in der Stadt hielt, ihre liebe Not hatte, meinen Ungeßüm zu bändigen, bis zum Glück eines Tages fahrende Komödianten kamen. Sie spielten im Schloßhof bei hellem Tage, „Freilichttheater“ würde man heute sagen: ein paar Bretter mit Blumentöpfen um den Rasten des Einsagers, und Sonnenglanz in den rauschenden alten Wipfeln. Mäuschenstill saß da verzaubert der Knabe; das Märchenhafte des Theaters hab ich dann doch erst von der Duse wieder so gewaltig erlebt. Und sie waren kaum fort, da lief ich am

anderen Morgen hin, um das gleich selber auch einmal zu probieren, trat vor und schloß herum, mächtig agierend und was mir halt grad einfiel, deklamierend. Ein kleines Mädl fand sich, das tat auch mit und bald kam groß und klein herbei, Zuschauer und Mitspieler; ich führte die Regie. Die Komödianten führen nur zweimal die Woche von Grein herauf, an den übrigen Tagen war der Kurgast auf uns angewiesen und ich hatte den Ehrgeiz darzutun, daß unsere Commedia dell' arte doch eigentlich höheren Ranges war als jenes auswendig gelernte Spiel; im Grunde war's der uralte geschichtliche, niemals ganz ausgetragene Wettkampf des Barocks mit dem „regelmäßigen“ Stück: Hanswurst gegen den Herrn v. Sonnenfels. Es fehlte mir nur in der Auswahl der Mitwirkenden an der nötigen Strenge, so ließ ich auch einen Buben zu, der mir eigentlich gleich verdächtig war, weil er den heiligen Ernst nicht hatte, sondern lieber Lazzi trieb. Nachdem ich dies einige Zeit mit schweigender Berachtung bestrafte, so lang ich noch an den edleren Geschmack des Publikums glauben konnte, mußte ich erleben, daß sich eines Tages Leute fanden, die seinen Lazzis noch applaudierten, ja sogar mehr als mir. Vor dieser Niedrigkeit riß mir die Geduld, ich sprang vor, warf dem Elenden einen Blumenstock an den Kopf, die anderen aber mitten in das Publikum hinein, das sich nicht entblödete, für ihn noch Partei zu nehmen. Die Blumenstöcke brachen, das Publikum zerstob, ich stand allein, mein Traum war aus, ich schwor fürs Leben dem Theater Teufel ab. Seitdem galt ich in Kreuzen als ein unmöglicher Bub und genoß zum erstenmal das beseligende Gefühl, von allen gemieden zu sein, outcast, outlaw; als ich später Byron las, da fand ich die Kreuzener Stimmung des Siebenjährigen wieder. Nur ein älterer Herr, schwindsüchtig, menschenscheu, wunderbar, ein einsamer Sonderling, nahm sich meiner an und ging stundenlang mit mir spazieren. Er bleibt mir unvergesslich: es war der erste Mensch, der zu mir wie mit einem Erwachsenen sprach; die Bedingung des Vertrauens von Kindern ist, sie nicht als Kinder zu behandeln. Er war unglücklich, erzählte mir von seinen Enttäuschungen, warnte mich vor dem Trug des irdischen Daseins. In aller Gerechtigkeit, am Sinn des Lebens, selbst an Gott war er irre, er war, ach! des Treibens müde geworden und staunte nur, daß diesen elenden Menschen in ihrer Niedertracht die Sonne noch immer scheinen mag und die Blumen blühen und die Vögel singen! Darüber besprach er sich ausführlich mit mir, als ob ich ihm hätte helfen, es ihm erklären hätte können. Der arme Mann hatte wohl nur das Bedürfnis nach einem Hörer für seinen Monolog. Ich bin ihm noch heute dafür dankbar, so stark hat die Freude nachgewirkt, das Vertrauen eines Menschen zu haben. Erwachsene verderben sich's mit den Kindern, wenn sie meinen, sich erst geistig herabschrauben zu müssen zum Kinde, das doch meistens mehr Lebensernst, Lebenssinn, Lebensmut, vor allem aber ein viel reineres Verlangen nach Wahrheit hat, als wer schon nach Gewinn, Erfolg und Wirkung schießt. Ich hatte damals zum erstenmal das Gefühl, daß jemand ganz aufrichtig mit mir war. Ich war bisher nie den Verdacht losgeworden, daß man mir noch etwas verbarg, irgendein Geheimnis, das eigentlich die Hauptsache war. Auch meine Eltern wollten mir das nicht sagen und selbst, später, dem lieben Herrn v. Wolbach fiel doch sichtlich immer zuweilen auf einmal wieder ein, daß er doch zu meiner Erziehung angestellt war; das kühlte mich etwas ab. Jener Sonderling aber verbarg mir nicht, daß das Leben gräßlich ist und der Mensch gemein. Das zu hören freute mich sehr. Der seltsame Mann wurde mir so gut, daß er sogar seine Menschenscheu so weit überwand, sich meiner Mutter vorstellen zu lassen, um ihr von mir vorzuschwärmen. Nach Jahren noch bekam ich das von ihr immer zu hören: „Ein einziger Mensch hat's bisher mit Dir ausgehalten, und der war verrückt!“

Aber eines Tages saß an der Table d'hôte mir ein neuer Gast gegenüber, eine junge Wienerin mit nußbraunen Locken. Da schlug mir das Herz bis in den Hals herauf, denn so was

Wunderschönes hatt ich nie gesehen! Sie gestiel auch meiner Mutter, sie schloß sich ihr an und mein Entzücken läßt sich nicht sagen, als bald darauf ein Ausflug mit der Schönen verabredet ward. Ich konnte die Stunde kaum erwarten, ahnungslos, daß meine Mutter, um im Gespräch mit der neuen Freundin ungestört zu sein, zum Postmeister, dessen Sohn in meinen Jahren war, geschickt und diesen eingeladen hatte, mit von der Partie zu sein: die Buben gingen voraus, man konnte sich ungegeniert alles anvertrauen. Lange vor der Stunde war ich ungeduldig schon unten, endlich erschien die Herrliche, doch auch der erwartete Bub von der Post. Als ich, erst meinen Augen nicht trauend, zu begreifen begann, begriff, daß ich, statt an ihrer Seite, statt Hand in Hand mit ihr, vorausgehen sollte, begriff, daß ich als dummer Bub behandelt war, den man vorausgehen läßt, überwältigten mich Enttäuschung, Zorn und Beschämung so, daß ich mich unter gräßlichem Geheul zu Boden warf, mit Händen und Füßen um mich schlug und in sinnloser Wut den Kopf an die Steine stieß, bis mir die Sinne schwanden. Der Arzt wurde gerufen und verordnete das ständige Kreuzener Hausmittel: naß abgerieben und in eiskalte Tücher eingewickelt, war ich, bevor ich recht wieder zu mir kam, schon eingeschlafen. Dies ist mein erster großer Liebeschmerz gewesen.

Das Publikum zog meiner ersten Kunst die blödesten Lazzi vor, die eigene Mutter verstand mich so wenig, daß sie mir zumuten konnte, mit dem Ladel von der Post voranzugehen, die nußbraune Wienerin wich mir seitdem verlegen aus: mein Sonderling hatte sichtlich recht, aus Lug und Trug bestand die Welt. Ich beschloß, noch einen letzten Versuch mit ihr zu machen: zum Theater durchzugehen. Mein war mir aber der lange Weg nach Grein hinab doch zu fad. Die Tante Rosa, meines Vaters Schwester, war auch in Kreuzen, mit ihrem Viktor, einem gutmütigen, etwas ängstlichen Knaben von fünf Jahren. Ihn zwang ich durch schreckliche Drohungen mitzukommen. Wir waren schon fast unten in Grein, als uns ein Wagen mit Herrn v. Nagl aus Linz, dem Kreuzen damals gehörte, entgegenkam. Herr v. Nagl sieht die beiden kleinen Bagabunden, erkennt den Buben des Dr. Bahr, wundert sich, läßt den Wagen halten, verhört uns, ich werde frech, mein Cousin fängt zu weinen an und gesteht, Herr v. Nagl läßt uns aus, packt uns auf und händigt mich zwei Stunden später meiner vor Angst schon ganz trostlosen Mutter ein.

Der Theater Teufel stel mich noch jahrelang zu Zeiten immer wieder an. Mein Vater wußte sich keinen Rat. Sich den Sohn einst, statt in seiner Kanzlei, beim Theater zu denken, war wenig verlockend. Der Wunsch aber, gerecht zu sein, der Verdacht, Eigennutz möchte hier vielleicht das Urteil trüben, die Furcht, einen Menschen zu vergewaltigen, und gar noch das eigene Kind, verwehrten ihm, sich meiner Theaterlust zu widersetzen. Auch war er als Student ein Enthusiast des alten Burgtheaters gewesen und hat uns an langen Winterabenden vom Lear und Erbfürster des alten, nur zur Freude der Hausmeister, denen das manchen Sperrschloß eingebracht hat, alles endlos ziehenden Anshüh, von Ludwig Löwes flackerndem Grafen von Meran, Fichtners wohlklingendem Mercutio, Josef Wagners durchseeltem Hamlet, gar aber der unvergesslich holden Bayer-Büch herzkärrender Hero mit so treuer Dankbarkeit erzählt, daß mir heute noch ist, als wenn ich sie alle von Person gekannt haben müßte. Der Gedanke, sein Fleisch und Blut vielleicht, wer konnte das wissen, dereinst auf den Brettern des Burgtheaters zu sehen, mag ihn im stillen selber zuweilen beirrt haben. Wenn einem aber nur irgend ein Mensch mit Bestimmtheit hätte sagen können, ob der Bub auch wirklich Talent hat! Wer bildet sich das in diesen Jahren nicht ein? Und darum, als der Vater eines Tages erfuhr, Holtei sei angekommen, auf Besuch bei einem mit ihm verwandten Linzer Hofrat, entschloß er sich, hinzugehen, ihn um Rat zu fragen und zu bitten, ob er den Jüngling nicht prüfen wollte. Holtei, der Dichter der „Bagabunden“ und von „Lorbeerbaum und Bettelstab“, der selber lange Direktor gewesen und ein berühmter

er der erste katholische Fürst seit 1870 sein, der zugleich den König von Italien und den Heiligen Vater besucht. — Der Papst, der geruht hatte, Pate des luxemburgischen großherzoglichen Thronfolgers Johann von Luxemburg zu sein — die heilige Taufe wurde am 9. Jänner in Luxemburg im Beisein des apostolischen Internunziums Mgr. Nicotra vorgenommen — erhielt von der luxemburgischen Regierung folgende telegraphische Dankeskundgebung: „Er. Eminenz dem Kardinal-Staatssekretär Gasparri in Rom. Die großherzogliche Regierung bittet Eure Eminenz die Huldigung tiefer und ehrfurchtsvoller Dankbarkeit des luxemburgischen Volkes zu Füßen Sr. Heiligkeit legen zu wollen, für die besondere Ehre, die der Heilige Vater der großherzoglichen Familie und dem Lande zu erweisen geruht hat, sowie für den Beweis Seiner Zuneigung, den er anlässlich der Geburt des Prinzen Johann von Luxemburg gegeben hat.“ fig. Reuter, Staatsminister und Präsident der Regierung. Der Papst schenkte seinem Patenkind ein großes kostbares Mosaikbild, eine Reproduktion von Raffaels Madonna della Sedia, in kostbarem Rahmen. — Anlässlich der feierlichen Verlesung des Dekretes über den heroischen Tugendgrad des ehrw. Kardinals Robert Bellarmin aus der Gesellschaft Jesu, die am 10. Dezember stattgefunden hat, hielt der Papst auf die Dankesadresse des P. Generals Ledochowski eine Ansprache, die in ganz besonderer Weise wichtig ist für die katholischen Propagandisten, für die Förderer der katholischen Bewegung auch aus der Laienwelt. Unter anderem sagte der Papst: „Die Erinnerung an einen Kirchenfürsten, der bei seinem Tode nicht einmal das nötige Geld hinterließ, um die Kosten des Kardinalbegräbnisses zu bestreiten, sagt deutlich genug, wie nach Bellarmin die Güter dieser Erde einzuschätzen sind. Wenn wir Bellarmin auch den Laten zur Nachahmung empfehlen, haben wir dabei vor allem eine der Hauptnotwendigkeiten unserer Zeit im Auge. Gegenüber der Ausbreitung der gottlosen Lehren, gegenüber den Nachstellungen, mit denen die Kirchenfeinde besonders gegen die unerfahrene Jugend vorgehen, um aus ihrem Herzen das angestammte und erhabene Erbgut des Glaubens zu reißen, ist es heute mehr als je notwendig, daß die Verteidiger der katholischen Wahrheit sich vervielfachen. So oft wir von der heutigen Notwendigkeit der Förderung der „Katholischen Aktion“ sprechen hören, ebenso häufig ist uns der Gedanke von der Unerläßlichkeit einer Phalange von Propagandisten der katholischen Wahrheit, um dieser Notwendigkeit zu entsprechen. Man blicke auf die von sektiererischen Lehrern in den großen Städten entfaltete Tätigkeit, um leicht die Notwendigkeit zu begreifen, daß Schule gegen Schule, Zeitungen und Zeitschriften gegen Zeitschriften und Zeitungen, Konferenzen gegen Konferenzen zu stellen sind, um zu verhindern, daß der schlechte Same des Irrtums inmitten der gebildeteren Gesellschaftskreise sich weiter entwickle. Nur allzu häufig aber bekümmert uns der Gedanke, daß auch die Landarbeiter und selbst die Bewohner der weniger zugänglichen Gebirge der Gefahr ausgesetzt sind, den Glauben zu verlieren, da die Apostel des Irrtums sich nicht scheuen, in die entferntesten und abgelegensten Gegenden zu gehen, um da ihr Gift zu verabreichen, vielleicht sogar auf goldenen Schalen! Dabei sehen sie es auf die Einfalt der Land- und Bergbevölkerung ab und suchen häufig nicht so sehr mittels der Berebbarkeit einer ordentlichen Beweisführung, als vielmehr durch falsche Versprechungen auf einträglichen Gewinn und andere materielle Vorteile den Beifall für die neuen Lehren herauslocken. Daher ist es notwendig, gegen diese Boten des Unheils zu handeln; eine Phalange katholischer Propagandisten muß sich in den Städten und auf dem Lande dem unermesslichen Unheil entgegenstellen, das da in den Städten und auf dem Lande durch die Propagandisten des Irrtums und der Gottlosigkeit angerichtet wird. Allein, den katholischen Propagandisten mußte ein Vorbild gegeben werden; welches vollkommeneres und wirksameres Beispiel hätte sich da darbieten können als gerade dasjenige Robert Bellarmins? Damit ist der Charakter der Opportunität erklärt, den Wir im Dekret erblicken, das die Tugenden des ehrw. Bellarmin als heroische erklärt und damit ihn als Fürsten der Kontroversisten auch — den Laien zur Nachahmung vorstellt. Die Laien sollen als Propagandisten der katholischen Lehre auftreten, besonders, wenn es sich darum handelt, die gegnerischen Irrtümer zu widerlegen, wenn sie nicht über die Grundlage, Tragweite und Anwendung des Dogmas vollständige

Weltrundschau.

Von * *

III.

Rom und Italien.

Die vatikanische Druckerei hat das Jahrbuch des Battians für 1921 veröffentlicht. Daraus ist zu entnehmen, daß das heilige Kollegium am 31. Dezember aus 59 Kardinalen bestand, wovon einer in petto reserviert. Die im Pontifikat Benedikts XV. verstorbenen Kardinalen belaufen sich auf 30. Hervorzuheben ist die Erchtung einer neuen Kirchenprovinz in Brasilien, nämlich in Macio, die Ernennung der apostolischen Delegation in Albanien mit dem ersten Delegaten Mgr. Cozzi, sowie die Schaffung von 7 neuen Vikariaten in Finnland, Französisch-Guinea, Holländisch-Neu-Guinea, Sar-Chovo (China), Siu-Kou (China), Süd-Nigeria (Afrika). Der diplomatische Abschnitt verzeichnet wesentliche Veränderungen. In der Tschechoslowakei, der Schweiz, Ungarn, Serbien und in Rumänien sind neue Nuntiaturen errichtet worden. Die englische Delegation am Heiligen Stuhle steht nicht mehr unter „Spezialmissionen“, sondern figuriert als ständige Vertretung. Die Vertretung Hollands steht noch unter „Spezialmissionen“, ist aber im Begriffe, ebenfalls eine ständige Vertretung zu werden. Die Gesandtschaften Perus, Chiles, Brasiliens und Preußens sind in den Rang einer Botschaft vorgerückt, wobei die Preußens ihren Namen in Deutsche Botschaft umgeändert hat. Die Vertretung Oesterreichs befindet sich nicht mehr unter den Botschaften, sondern wird als einfache Gesandtschaft bezeichnet. Das diplomatische Korps am Heiligen Stuhle umfaßt 5 Botschaften und 19 Gesandtschaften. Vakante ohne Inhaber werden bezeichnet bei der französischen Botschaft, sowie bei den Gesandtschaften von Ecuador, Haiti, Honduras, Paraguay, San Domingo, San Salvador und Uruguay. Am 31. Dezember 1920 verzeichnete die katholische Kirche nach lateinischem Ritus 14 Patriarchate, 214 Erzbistümer, 917 Bistümer, 595 Titular-Bistümer, 24 exempte Abteien, sowie 15 apostolische Delegationen, 185 Vikariate und 68 Präfecturen, nach orientalischen Riten 6 Patriarchate, 22 Erzbistümer, 49 Bistümer und 10 Vikariate. — Der „Osservatore Romano“ bringt die Liste der Kardinalen, die im Konfistorium vom 7. März kreiert wurden: Mgr. Francesco Ragonesi, Apostolischer Nuntius in Madrid, Dr. Michael Faulhaber, Erzbischof von München-Freising, Monsignus Dougherty, Erzbischof von Philadelphia, Joh. Venlooch, Erzbischof von Burgos, Vidal y Barnaquer, Erzbischof von Saraguna und Dr. Karl Joseph Schulte, Erzbischof von Mainz. — Papst Benedikt hatte eine längere Unterredung mit dem belgischen Gesandten am Vatikan über den angekündigten Besuch der Stadt Rom durch den König und die Königin der Belgier. Wenn König Albert den Papst besucht, so wird

er der erste katholische Fürst seit 1870 sein, der zugleich den König von Italien und den Heiligen Vater besucht. — Der Papst, der geruht hatte, Pate des luxemburgischen großherzoglichen Thronfolgers Johann von Luxemburg zu sein — die heilige Taufe wurde am 9. Jänner in Luxemburg im Beisein des apostolischen Internunziums Mgr. Nicotra vorgenommen — erhielt von der luxemburgischen Regierung folgende telegraphische Dankeskundgebung: „Er. Eminenz dem Kardinal-Staatssekretär Gasparri in Rom. Die großherzogliche Regierung bittet Eure Eminenz die Huldigung tiefer und ehrfurchtsvoller Dankbarkeit des luxemburgischen Volkes zu Füßen Sr. Heiligkeit legen zu wollen, für die besondere Ehre, die der Heilige Vater der großherzoglichen Familie und dem Lande zu erweisen geruht hat, sowie für den Beweis Seiner Zuneigung, den er anlässlich der Geburt des Prinzen Johann von Luxemburg gegeben hat.“ fig. Reuter, Staatsminister und Präsident der Regierung. Der Papst schenkte seinem Patenkind ein großes kostbares Mosaikbild, eine Reproduktion von Raffaels Madonna della Sedia, in kostbarem Rahmen. — Anlässlich der feierlichen Verlesung des Dekretes über den heroischen Tugendgrad des ehrw. Kardinals Robert Bellarmin aus der Gesellschaft Jesu, die am 10. Dezember stattgefunden hat, hielt der Papst auf die Dankesadresse des P. Generals Ledochowski eine Ansprache, die in ganz besonderer Weise wichtig ist für die katholischen Propagandisten, für die Förderer der katholischen Bewegung auch aus der Laienwelt. Unter anderem sagte der Papst: „Die Erinnerung an einen Kirchenfürsten, der bei seinem Tode nicht einmal das nötige Geld hinterließ, um die Kosten des Kardinalbegräbnisses zu bestreiten, sagt deutlich genug, wie nach Bellarmin die Güter dieser Erde einzuschätzen sind. Wenn wir Bellarmin auch den Laten zur Nachahmung empfehlen, haben wir dabei vor allem eine der Hauptnotwendigkeiten unserer Zeit im Auge. Gegenüber der Ausbreitung der gottlosen Lehren, gegenüber den Nachstellungen, mit denen die Kirchenfeinde besonders gegen die unerfahrene Jugend vorgehen, um aus ihrem Herzen das angestammte und erhabene Erbgut des Glaubens zu reißen, ist es heute mehr als je notwendig, daß die Verteidiger der katholischen Wahrheit sich vervielfachen. So oft wir von der heutigen Notwendigkeit der Förderung der „Katholischen Aktion“ sprechen hören, ebenso häufig ist uns der Gedanke von der Unerläßlichkeit einer Phalange von Propagandisten der katholischen Wahrheit, um dieser Notwendigkeit zu entsprechen. Man blicke auf die von sektiererischen Lehrern in den großen Städten entfaltete Tätigkeit, um leicht die Notwendigkeit zu begreifen, daß Schule gegen Schule, Zeitungen und Zeitschriften gegen Zeitschriften und Zeitungen, Konferenzen gegen Konferenzen zu stellen sind, um zu verhindern, daß der schlechte Same des Irrtums inmitten der gebildeteren Gesellschaftskreise sich weiter entwickle. Nur allzu häufig aber bekümmert uns der Gedanke, daß auch die Landarbeiter und selbst die Bewohner der weniger zugänglichen Gebirge der Gefahr ausgesetzt sind, den Glauben zu verlieren, da die Apostel des Irrtums sich nicht scheuen, in die entferntesten und abgelegensten Gegenden zu gehen, um da ihr Gift zu verabreichen, vielleicht sogar auf goldenen Schalen! Dabei sehen sie es auf die Einfalt der Land- und Bergbevölkerung ab und suchen häufig nicht so sehr mittels der Berebbarkeit einer ordentlichen Beweisführung, als vielmehr durch falsche Versprechungen auf einträglichen Gewinn und andere materielle Vorteile den Beifall für die neuen Lehren herauslocken. Daher ist es notwendig, gegen diese Boten des Unheils zu handeln; eine Phalange katholischer Propagandisten muß sich in den Städten und auf dem Lande dem unermesslichen Unheil entgegenstellen, das da in den Städten und auf dem Lande durch die Propagandisten des Irrtums und der Gottlosigkeit angerichtet wird. Allein, den katholischen Propagandisten mußte ein Vorbild gegeben werden; welches vollkommeneres und wirksameres Beispiel hätte sich da darbieten können als gerade dasjenige Robert Bellarmins? Damit ist der Charakter der Opportunität erklärt, den Wir im Dekret erblicken, das die Tugenden des ehrw. Bellarmin als heroische erklärt und damit ihn als Fürsten der Kontroversisten auch — den Laien zur Nachahmung vorstellt. Die Laien sollen als Propagandisten der katholischen Lehre auftreten, besonders, wenn es sich darum handelt, die gegnerischen Irrtümer zu widerlegen, wenn sie nicht über die Grundlage, Tragweite und Anwendung des Dogmas vollständige